

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 21 (1953-1954)

Artikel: Die verdeutsche Aeneis : ein Meisterwekr Rudolf Alexander Schröders
Autor: Schott, Rolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758743>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE VERDEUTSCHE AENEIS

Ein Meisterwerk Rudolf Alexander Schröders

Von Rolf Schott

Seit der Wiederentdeckung Homers ist der tausendjährige Ruhm Vergils, der dem Mittelalter nicht bloß der größte aller Dichter, sondern auch ein Prophet und Magus aus dem Süden gewesen, unter den Deutschen verblichen. Aus einer schier religiösen Herzensangelegenheit ist seine Aeneis eine Bildungsangelegenheit geworden. Man vermißte an ihm, beim Vergleich mit seinem Vorbild Homer, die Ursprünglichkeit und verehrte ihn nur noch mit höflicher Kühle als artistisch sehr vollendeten Eklektiker und Hofdichter des Augustus. Vergils Ruhm und Raffaels Ruhm zeigen eine ähnliche Geschichtskurve. Aber das letzte Wort über den lateinischen Dichter und den italienischen Maler ist noch längst nicht gesprochen. Jedenfalls sieht es seit einiger Zeit danach aus, daß Vergils Glorionschein wieder an Leuchtkraft gewinne, die in Italien ohnehin wohl nie ernstliche Einbuße erlitten hat. Das im Jahre 1930 in der gesamten abendländischen Welt gefeierte zweitausendjährige Jubiläum des Mantuaners mochte die erste Anregung zum Umdenken gegeben haben. Dann kamen zwei in edelstem Sinne literarische Ereignisse, die — wie das heute allein noch möglich ist — weniger in die Breite, als in die Tiefe gewirkt haben: Theodor Haeckers schönes Buch «Vergil, Vater des Abendlandes» (schon der Titel greift unversehens ans Herz, wofern man sich nicht der zeitgemäßen künstlerischen Destruktion verschrieben hat) und Hermann Brochs bedeutender, im amerikanischen Exil erschienener Roman «Der Tod des Vergil». Gerade diese ehrfurchtgebietende Arbeit hat die Figuren des Vergil und des Augustus dem Zerrspiegel zeitgebundener Betrachtung entrückt, so daß die lautere Tiefe und Frömmigkeit des Dichters hinter dem angeblichen Nachahmer und der menschenbegreifende Adel des großen Fürsten hinter dem lauernden Fuchs, als den noch Wieland den Augustus erblickt hat, zum Vorschein kommen.

Aber eines fehlte den Deutschen, was hier am Wesentlichsten war: ein deutscher Vergil, der mehr als lesbare Uebersetzung war,

der als unmittelbare Dichtung in ihrer Sprache so lebendig zu ihnen sprach, wie etwa Shakespeare zu ihnen durch die Lippen eines August Wilhelm Schlegel spricht. Es ist ja ein geistiges Unglück, daß die großen Dichter der Weltliteratur nur in einzelnen Glücksfällen durch gelungene Uebertragungen in anderen Sprachräumen heimisch werden dürfen, wenn man von dem Genre des Romans absieht, das auch in den höchsten Fällen ohnehin bereits ein Kompromiß zwischen Dichtung und andersartigen Aeüßerungsformen der Literatur ist. Es gibt keinen deutschen Dante, es gibt keinen italienischen Shakespeare, geschweige denn einen italienischen Goethe, es gibt, so fern man sie als Werk der Dichtung ansieht, keine französische Bibel. Aber die Liste solcher Lücken ist unendlich, trotz aller geradezu endemisch gewordenen Uebersetzertätigkeit auf unserer Erde. Man kann, der Kenntniss fremder Sprachen entratend, immer nur ahnen, welche Welten deren Dichter geschaffen haben, und diese Ahnung ist meistens nicht viel mehr als das, was unsere Spiegelteleskope uns von den galaktischen Systemen des astronomischen Weltenabgrunds ahnen machen. Und so ist es denn allemal ein Glücksfall, wenn ein großer Dichter durch einführende Uebertragung plötzlich in einer sprachlich anders gearteten Menschengruppe heimisch zu werden verspricht, und eine ganz große Sache, wenn er es geworden ist. Wäre es möglich, daß alle echten Dichter in der ganzen Menschheit vernehmlich würden, dann gäbe es eine Gesamtgesinnung wie bei den alten Chinesen, die das Pulver erfunden haben, es aber nicht zur Aussaat von Tod und Verderben mißbrauchten, sondern ihm die liebliche Verwendung zu herzerfreuendem Feuerwerk vorbehielten.

Was dem ehrwürdigen Johann Heinrich Voß mit Homer gelungen ist, nämlich ihn den Deutschen auf doch recht dichterische Weise faßbar und mundgerecht zu machen, gelang ihm mit seiner rettungslos trocken gebliebenen Aeneis-Uebersetzung nicht, von Verdeutschungsversuchen anderer zu schweigen. Was von Vergil in die Ausdrucksweise des deutschen Geistes hinübergerettet worden ist, blieb bisher im Grunde auf Schillers großartige und sehr freie Umwandlung des vierten Buches der Aeneide beschränkt. Diese Uebertragung in recht willkürlichen Stansen mutet freilich wie ein Kapitel aus Tasso an, und die herrlich besungene Dido scheint eher eine Virago der Renaissance als eine klassizistische Traumgestalt aus dem Goldenen Zeitalter des Augustus. Nun aber kam Schröder auf den Plan, der uns schon einen deutschen Homer beschert hat, welcher dem immer ein wenig bürgerlich anmutenden Voßschen Homer mitunter an archaischer Sprachkraft noch überlegen sein mag. Hof-

mannsthal sagte einmal von den beiden Uebersetzungen, daß Voß Bericht, Schröder hingegen Anschauung gebe. Schröder hat noch vieles Antike den Deutschen erschlossen, vor allem auch Horaz. Dann aber, auf der Lebensstufe der Weisheit angelangt, wagte er sich an Vergil. Ist es ein Abstieg vom «Vater der Dichtung» zum «Vater des Abendlandes»? Oder sind Homer und Vergil inkommensurable Größen? Abstieg sicher nicht, verkörpern doch beide einen Inbegriff, jener eine mythisch-heroische Daseinsschicht, dieser ein Zeitalter, dessen Geschichte bereits dem Mythos entrückt ist, um in ihrem erblickten Daseinsgehalt Philosophie, im Sinne von Benedetto Croce gesprochen, zu werden. Vergil ist ja so sehr von numinöser Daseinsgewalt ergriffener und frommer Philosoph. Seine Gedichte und sein größtes, unvollendet oder wenigstens ungefeilt gebliebenes Gedicht sind Lehrgedichte in höchstem Sinn. Schon Schröders edle, 1924 in einer der herrlichen Ausgaben der Bremer Presse erschienene Uebertragung der Georgika machte aufhorchen. Und nun ist auch die deutsche Aeneide da, gerade noch rechtzeitig fertig geworden, um die Ausgabe zu vervollständigen, die der Verleger Suhrkamp als fünften Band von Schröders in dessen 75. Lebensjahr gesammelten Werken erscheinen ließ: schön gedruckt, klar, sauber, würdevoll. Das Werk springt hervor, nicht als das herrlichste Schiffermärchen der Welt wie die Odyssee, sondern als etwas herrlich Bildendes, immer von religiöser Besinnung Getragenes; denn «alle Bildung und alles Menschenbildnerische ist zu guter Letzt vom Religiösen getragen» — hat Hermann Broch einmal aufgezeichnet.

Die deutsche Aeneide ist da, die zuvor nicht da gewesen ist. Das ist ein großes Ereignis, sollte man meinen. Ereignis? Vergil? Was ist uns Hekuba? Aber es käme nur darauf an, das Buch zur Hand zu nehmen und einmal ein paar Verse daraus langsam zu lesen, halb laut vor sich her zu lesen, damit auch die Lautwerte ihre Wirkung tun. Diese Arbeit kann man dem Leser nicht abnehmen, auch wenn ihm auf der Schule Vergil verleidet worden ist oder wenn der Name Vergil ihm eine geistige Belastung scheint, die ihm neben den Alltagssorgen und den Festtagszerstreungen nicht mehr tragbar vorkommt. Er möge es aber dennoch tun, wenn je ein schönes Bild oder eine Musik von Bach oder Mozart ihn angesprochen haben. Uns dünkt, daß von dem schwermütigen, versonnenen, mächtigen Latein des alten frommen Dichters etwas in die Sprache Schröders, der selber ein frommer Dichter ist (auch heute gibt es so etwas, und dieser alte und bewundernswerte Mann ist nicht der einzige fromme Dichter dieser Zeit), hinübergerettet ist, etwas von der meditativen Kraft Vergils, die gerade das dem Antiken so unendlich

naiv gegenüberstehende Mittelalter gespürt hat, so daß es den Freund des Augustus als Magier und Weissager empfunden hat.

Man hat schon einst, als die Schrödersche Odyssee im Inselverlag herauskam, der Sprache und Ausdrucksweise dieses so dichterischen Uebersetzers vorgeworfen, sie seien gesucht und gekünstelt. Derartige Einwände werden leicht von Menschen erhoben, denen insgeheim das Ideal vorschwebt, welches Karl Kraus malitiös so formuliert hat: «Schreib, wie du sprichst!» Ihnen werden auch die Dichter am meisten zusagen, denen die Reime und Verse entrinnen, wie das Wasser dem Faß der Danaiden. Wollte man die großen Dichter auf das Künstliche, das Sonderbare, die Neologismen usw. hin abtasten, was bliebe dann noch? An der Kunst ist alles künstlich und sonderbar, nur daß die Gestaltungskraft die magische Handlung kontinuierlich vollzieht, die das «Künstliche» als ein «Natürliches» erscheinen läßt. Gelingt der Zauber nicht, dann bleibt das Gekünstelte übrig. Zwei Beispiele: Voß und Schröder in ihren Nachdichtungen von Vers 816 bis 821 im fünften Buch der Aeneide. Es ist von Neptun die Rede, der mit Venus ein Gespräch hat. Voß:

Als er so der Göttin den fröhlichen Busen gesänftigt;
Schirret an Gold der Vater die Ross', und fügt den empörten
Schaumig Gebiß, und den Händen entschüttet er alle die Zügel.
Leicht in dem bläulichen Wagen den Saum der Gewässer durchfliegt er.
Nieder sinkt das Gewog', und unter der donnernden Axe
Ebnet sich schwellende Flut; es entfliehn durch den Aether die Wolken.

Schröder:

Als er mit Worten gelind die Göttin also getröstet,
Jocht er die Renner ins güldne Geschirr; den Schäumenden zwingt er
Zaum und Gebiß ins Maul, läßt lang hin schießen die Zügel.
Lehnend im blauen Gestühl, im prangenden, quert er die Feuchte,
Unter ihm schweigt die Flut, von der dröhnenden Achse befliegen,
Dehnt sich zum Spiegel der Schwall, vom Aether flüchtet die Wolke.

Zunächst muß anerkannt werden, daß Voß weit wörtlicher übersetzt. Man könnte Schröder sogar den Vorwurf machen, daß er mit Vergils Wortmaterial gar zu willkürlich umspringt, daß er beispielsweise in Vers 816 die «laeta pectora», in Vers 817 den «genitor» unterschlägt, daß er in Vers 819 mit dem nachgesetzten epitheton ornans «im prangenden» etwas hinzufügt, was bei Vergil gar nicht steht. Man wird aber Schröder schwerlich den Vorwurf machen dürfen, daß er weniger Lateinisch versteht als der alte Voß. Auch im neunzehnten Jahrhundert konnte man auf deutschen Gymnasien die humaniora noch gründlich erlernen. Es scheint uns aber, daß bei Schröder die Philologie sich der Kunst als Magd zu bequem hat. Seine Verse sind voll geistigen und sinnlichen Lichtes, voller

Musik, voller Anschauung. Man erinnert sich hier geradezu daran, daß Schröder auch bildender Künstler ist oder zumindest früher gewesen ist, Räume und Schiffe ausgestaltet hat. Neptuns Meerfahrt ist bei Schröder ein herrliches Gesicht. Bei Voß wirkt alles zusammengesetzt wie eine Autotypie mit zu grobem Raster. Die Worte Vergils, gewiß, sind von ihm sorgsam registriert, aber man ahnt aus ihnen kaum, daß Vergil und — mutatis mutandis — Voß Dichter gewesen sind. Die lapidare, eigentümlich saturnische Wucht des alten Lateinisch imitieren wollen, ist vergebliche Liebesmüh. Der deutsche Sprachgeist sträubt sich dagegen. Wird die deutsche Sprache gezwungen, das nachzumachen, so fängt sie an, schulmeisterlich und komisch zu werden, womit denn das Dichterische und Künstlerische eines Vergil vollständig zerrieben wird. Es geht eben bei Nachdichtungen nicht anders: Man muß es machen wie Siegfried, muß das Schwert zerfeilen, einschmelzen, neu gießen und schmieden, ganz abgesehen davon, daß man ein Dichter sein und eine genialische Einfühlung in das nachzudichtende Gedicht haben soll. Schröder aber ist völlig Dichter. Er ist es mit den Jahren ständig mehr geworden und mußte alles, was ihm die Vielseitigkeit vergönnt hat, in seine dichterische Gabe hineinopfern. Damit ist er ständig reifer geworden und konnte als alter Mann eine Frische gewinnen, die an den Verdi des Othello und des Falstaff erinnert und die beide vielleicht in der Jugend noch nicht einmal in diesem Maße gehabt haben.

Es wäre also diese Nachdichtung Schröders nicht so sehr ein Gedicht Vergils als vielmehr ein Gedicht Rudolf Alexanders? Gerade das nicht. Vossens Aeneide ist ein Pegasusritt des wackeren Idyllikers Johann Heinrich Voß. Schröders Aeneis ist ganz und gar Vergil, jetzt, wenn die alten Götter wollen, inniger unter den Deutschen auflebend.